

# *Zweifel*

*2022*

BECOMEYOURSELF

Ich habe das Gefühl, den Weg in ein normales Leben nicht mehr zurückzufinden. Wo ich nicht kämpfe, habe ich an dieser Welt keinen Anteil und wo ich versuche ungezwungen voll Freude und Neugier mich Neuem zu nähern, dort finde ich mich wieder in Gedanken und Gehirngespinnsten, die mir die Welt zu verstehen helfen sollen, und mich doch noch weiter von der Normalität entfernen, als es der Kampf je vermochte. Der Kampf ist ein Teil dieser Welt. Er lebt nur in dieser Welt und in der Konfrontation mit ihren Gegensätzen und der Behauptung des Selbst. Er hilft mir mich zu definieren in einer Welt, die mir sonst unter den Füßen dahinschwindet. Ich habe keine Bodenhaftung mehr und je weniger ich kämpfe, desto leichter fällt mir die Entsage, das Dahinschwinden, das Verlieren im Meer der Mystik, bietet sie doch, was der Alltag nie zu geben vermag: Geheimnisse. Ich versuchte mich zur Erde zurückzuholen, als ich die Arbeit aufgab und für ein Studium begeisterte, weil ich meinte, die Schönheit und Freude des Lernens werde mir die Zeit leichter machen und meinem Leben an Kampf und Konfrontation, unbedingter Anspannung nehmen, und ihm Verspieltheit, Leichtigkeit und Freundlichkeit zurückschenken. Doch mit Bedauern muss ich feststellen, dass mir die Leichtigkeit im Umgang nicht

so Recht gelingen mag. Jedes Gespräch, jeder Wortwechsel, allein jeder Blickwechsel von mir mit Anderen, findet mich auf dem Sprung, unzufrieden ob der leeren Worte, und ungehalten ob der dahin-schwindenden, rennenden, vergeudeten Zeit. Ich habe noch keinen Weg für mich gefunden. Ich kann mich nicht durchgehend disziplinieren, denn volle Konzentration ohne Zwang von außen ist wohl das Unmenschlichste, was sich ein verrückter Geist zu denken vermag, der sich selbst anspornt, aber die Gesetze der Natur vernachlässigt, und dennoch: scheint mir jeder Augenblick, den ich für mich nutze, sei es zur Arbeit, sei es zur Ablenkung von der Arbeit, die das an sich gestaltende Ich gleichermaßen als Arbeit erkennt, doch sinn – voller, echter, richtiger genutzt, als jedes angefangene Wort mit Menschen, die ich nicht verstehe und eigentlich auch nicht verstehen will. Will ich sie nicht verstehen? – Ich kenne keine Verbindung mehr zu Ihnen. Das ist mein Problem. Ich sehe sie nicht als Partner, Gleichgestellte, Gefährten – nur als Potenzial – ich nähere mich ihnen nicht als Kamerad, sondern als Kopffäger. Meine Unzufriedenheit und Verachtung ihnen gegenüber ist eine Unzufriedenheit und Verachtung gegenüber mir selbst. Ich liebe die, welche zu leiden wissen – doch die bürgerliche Alltagswelt, in die

ich mich versetzt fühle, bietet keinerlei Platz um diese Tiefe in Erfahrung zu bringen – ich liebe die, welche sich selbst verachten – doch wo sollten sie sich zeigen in dem Sumpf, der mich wie sie umfängt und keinen Platz bietet für das Aufschlagen von Flügeln? Alles ist klein, alles ist blass, alles schwimmt und kein Mensch entkommt die-ser Schlacke, die sich ihm an die Stiefel heftet und den Tritt erschwert. Was ist es für eine Qual alleine für und gegen eine ganze Welt aufstehen zu müssen? – Wo soll ich anfangen? – Wo soll ich enden? – Was ist es als Erstes Wert zu durchbrechen? – Oder konfrontiere ich eine Welt mit meinen eigenen unausgefochtenen Streitigkeiten, transportiere ich Konflikte in diese Welt, die nicht ihr, sondern mir angehören? – Doch wie soll ich sie lösen? – Habe ich nicht alles versucht? – Habe ich mich nicht gequält, mit Arbeit überschüttet, frei verfügbare Tage zum Selbststudium genossen, immer alles gegeben zwischen Strenge und Ernüchterung, Begeisterung und Pflichtbereitschaft? – Was bleibt mir noch zu tun? – Mir bereitet nichts Freude, als am Fortschritt teilzuhaben – am Fortschritt im Menschen und am Fortschritt in der Welt – und weil ich das Gefühl habe keinen Anteil zu haben, weil mich die Ahnung umfängt, ohnmächtig einer Welle von Ereignissen gegenüberzuste-

hen, die mich niederschlägt oder umspült, doch ohne mich wirklich zu packen, durchflutet mich eine Angst, etwas zu verpassen – neben dem Strom der Welt zu stehen und auf ödem Pfade die Geschicke des Lebens an mir vorüberziehen zu sehen, ohne am Leben selbst beteiligt zu sein. Das ist meine größte Angst. Ich will nicht ausgemustert werden, wenn der Krieg beginnt, denn ausgeschlossen zu werden, heißt abgeschlossen von den Fluten des Schicksals ein belangloses Leben zu führen, dessen Reste sich in den Schichten der Erde verlieren ohne Fossile und Ruinen zurückzulassen die Zukünftigen von der Größe des Vergangenen künden. Was aber sollte das für ein Leben sein, wenn nichts bleibt? – Braucht das Leben Bleibendes? Benötigt der Mensch den Glauben an Bleibendes, um sein Tun zu rechtfertigen? – Er wäre schwach, wenn er so dächte. Und doch, ist es nicht die Verantwortung vor den Zukünftigen, die uns erst die richtigen Bahnen im Leben einzuschlagen bestimmt? – Oder ist auch dies wieder eine von Zivilisation durchtränkte Weltsicht, die auf den Wassern der Geschichte schwimmt, weil sie selbst nicht im Stande scheint, Geschichte zu schaffen? Ist nicht Bleibendes deshalb Bleibendes, weil es aus dem stärksten Impuls des gegenwärtigen Lebens die Form der Welt bestimmt und das Lose zum

Festen zusammenfügt, um sich selbst zu erfüllen? So streiche ich von Verantwortung zu Verantwortungslosigkeit, von Strenge zu Spiel, von Be – Geisterung, zu Ent – Geisterung, immer auf der Suche nach dem Pfad des Lebens, der sich umso weiter in der Ferne verliert, je höher wir ihm entgegentreten meinen. Stillstand ist alles, was mich bedrückt, und so lange ich einen Weg sehe, wähle ich ihn ohne Zögern und Bedenken. Jede wirre Suche ziehe ich einem Zustand vor, der im Rauch seiner Selbstgenügsamkeit seine Sinne verliert und im Rausch der Zufriedenheit einer Ruhe frönt, die doch ekler uns anspringt, als die lästigste Grausamkeit – es ist ein Bild des Friedens, das ich nicht akzeptiere, weil es dem Frieden des Todes, der Ruhe vor dem Sprung, der Stille vor dem Sturm, spottet und sich gemein macht mit der edlen Erhabenheit, die den Menschen umfängt, der sich Ruhe erworben und erkämpft hat – nur daraus spricht die Würde des Alters, die Ruhe mit Stolz und Frieden im Siege verkörpert. Jene Zufriedenheit, die des Rauh-reifs tiefer Nächte entbehrt, gleicht viel eher dem Tanz der Deserteure des Lebens, einem Getümmel, das die Strenge bis zum äußersten gespannter Sinne und Körper gegen die Formlosigkeit zu leicht befundener Gespenster eintauscht, die im Erkennen der eigenen Schwäche zum

Selbstbewusstsein der Andersartigen zurückfinden.

Was gibt mir Glaube? – Was gibt mir Kraft? – Ich weiß es zuweilen nicht. Ich frage mich selbst, woher ich die Kraft nehmen soll, die es braucht, um zu erreichen, was ich erreichen will. Ich finde sie nirgends – nicht auf der Straße, in keinem Sport (selbst der genügt mir nicht – wie soll ich mir helfen?), in keinem Film, in immer weniger Büchern. Das einzige, was mir Glauben macht, was nicht den Geschehnissen der Geschichte entrissen und mit schwarzer Tinte auf weißem Papier gedruckt erscheint, sind die Augen von einigen wenigen Menschen, die ich kenne. Sie geben mir Kraft, weil ich fühle, dass sie mir vertrauen.

